

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 39 (1963-1964)
Heft: 11

Artikel: Mit offenen Augen - nicht mit fertigen Projekten : der Anfang einer Hilfe zur Selbsthilfe auf der Insel Levkas
Autor: König, Judith
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073840>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mit offenen Augen — nicht mit fertigen Projekten

Der Anfang einer Hilfe zur Selbsthilfe auf der Insel Levkas

Von Judith König



Die Helferinnen (links Elisabeth, rechts die Verfasserin) in griechischer Tracht, die Einheimische (Iríni) in moderner Kleidung!

Kurz nach Mittag fuhren wir, Elisabeth und ich, mit zwei Koffern, einer Gitarre und einer Geige aus dem griechischen Hafen Prevesa. Das Meer war tiefblau und glatt. Das kleine Motorboot schaukelte kaum. Dennoch hatten wir ein eigenartiges Gefühl in der Magengegend. In einer Stunde werden wir in Levkas sein, um mit der Verwirklichung des Projektes des Christlichen Friedensdienstes (CFD) zu beginnen.

Ich hatte zwar soeben an einer Aufbauaktion in Griechenland teilgenommen. Im mazedonischen Servia, das im Krieg von Italienern und Deutschen fast ganz zerstört worden war, hatte eine Gruppe junger Freiwilliger, hauptsächlich Deutsche, als Zeichen der Wiedergutmachung ein Aufbaulager errichtet. Eine Seminarkameradin und ich hatten nach zweijährigem Schuldienst im Kanton Bern an einem Vortrag davon gehört. Wir entschlossen uns, uns dieser neuen Aufgabe zu widmen. Wir wollten nicht nur den kriegsgeschädigten Griechen helfen, wir freuten uns auch, längere Zeit in dem Land arbeiten zu können, dessen Schönheit und Gastfreundschaft uns bereits auf drei Reisen so beeindruckt hatten. In der Tat lohnte sich die Arbeit in jenem Lager der Aktion «Sühnezeichen». Hinter diesem uns fremd anmutenden Namen steht nämlich eine ausgezeichnete Sache.

Nun hieß es aber als kaum 24jähriges Mädchen selbständig eine ähnliche Aufgabe anpacken.

Elisabeth, meine jetzige Begleiterin und Arbeitskameradin, war in Ostdeutschland als Krankenschwester ausgebildet worden. Als sie dann in West-Berlin eine Fürsorgerinnenschule besuchte, wurde ihr vom Ulbricht-Staat die Möglichkeit genommen, ins El-

ternhaus in ihre Heimat zurückzukehren, wenn sie nicht darauf verzichten wollte, den kommunistischen Machtbereich je wieder zu verlassen. Sie blieb zunächst als Säuglingsfürsorgerin in West-Berlin und ging dann ebenfalls mit jener Aktion «Sühnezeichen» nach Servia. Und da lernten wir uns kennen.

Eine Gruppe baute da eine Trinkwasserzisterne, richtete vier Wohnhäuser wieder auf und betreute arme Familien, vor allem auch mit Medikamenten. Zugleich entstand eine bleibende Freundschaft zwischen Griechen, Deutschen und Schweizern

«Wir sollten indes», so sagten wir uns, «die Mittel haben, um eine mehrjährige Arbeit zu leisten, die in einem kleinen Gebiet eine allmähliche Verbesserung des Lebensstandards ermöglichen würde.» Da vernahm ich, daß die schweizerische Sekretärin des internationalen CFD, Dr. Gertrud Kurz, tatsächlich so etwas plante. Ich blieb mit meiner Seminarkameradin nochmals ein Jahr in Servia, wo der Internationale Zivildienst das Werk fortführte. Elisabeth verbrachte diese Zeit in Berlin, kehrte aber zum Beginn der Verwirklichung des CFD-Projektes im Frühling 1962 nach Griechenland zurück. Dafür war unterdessen auf Vorschlag des Präsidenten des Weltkirchenrates die Insel Levkas ausgewählt worden, eine der ärmsten Gegenden Griechenlands. Alle Beteiligten waren sich einig, nicht mit fertigen Projekten dort anzukommen, sondern mit offenen Augen. Langsam, Schritt für Schritt, sollte der Weg der richtigen Hilfe gesucht werden.

So konnte man sich besser in die Verhältnisse einer kleinen Gemeinschaft einfügen. Und die, denen die

Hilfe galt, würden eher selber mitmachen und das Werk später fortführen.

«Guter Anfang!»

Elisabeth und ich sollten nun als Vorhut ein geeignetes Arbeitsgebiet aussuchen. In zwei Wochen erwarteten wir die andere Hälfte des Teams, zwei Berner Landwirte. Der 26jährige Hans hat eine deutsche landwirtschaftliche Mittelschule besucht, sein Bruder Fritz ist Gärtner mit Spezialausbildung in der Hühnerzucht.

Nun kam die venezianische Festung in Sicht, die im Mittelalter den engen Zufahrtskanal bewacht hatte. Der weitläufige prächtige Sandstrand lag noch leer am Saum des Städtchens Levkas. Es war ja erst April.

Ich wollte zuerst den Bischof aufsuchen, von dem ich im vorhergehenden Sommer auf einer Erkundungstour zu einem ausgezeichneten Essen eingeladen worden war. Das erklärte ich Elisabeth und fügte hinzu: «Er ist sehr gemütlich. Ich glaube, er freut sich, wenn wir kommen.»

Schon von weitem sahen wir, daß im Hafen eine große Menschenmenge versammelt war. Mitten unter ihr stand der weißbärtige Bischof mit seiner schwarzen Sonnenbrille und imponierendem Gefolge. «Großartig, wie sie uns abholen!» witzelten wir.

Als wir mit unserem Gepäck aus dem vertäuten Boot kletterten, stieg freilich der Bischof in das ankernde Schiff «Akropolis», das kurz darauf das

Abfahrtsignal gab. «Kalí archí!» Guter Anfang! Wir zitierten die erste Kapitelüberschrift unseres Lehrbuches der neugriechischen Volkssprache, setzten uns auf die Koffern – und lachten.

Es kam noch besser. Wir wollten den jungen, initiativen Statthalter aufsuchen, der mir versprochen hatte, uns mit allen Kräften zu unterstützen.

Das Gebäude der Inselverwaltung war zu einem großen Teil aus Holz – wie die meisten Häuser des Städtchens, denn die Bauten müssen elastisch sein, um den häufigen Erdbeben standzuhalten. Als Ausländer hatten wir vor einigen wartenden Bauern den Vortritt. Als Statthalter saß jetzt aber ein anderer da, ein Glatzkopf mit schwammigem Gesicht, der von nichts wußte, das Wort «Friede» als kommunistische Bezeichnung beargwöhnte und ein schriftliches Gesuch verlangte.

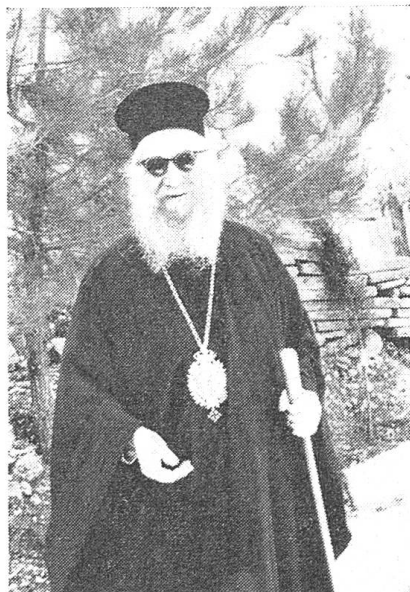
Der Türdiener öffnete. Wir konnten gehen. Nun kamen die wartenden Bauern an die Reihe. «Die Sache ist schlimm, er hat uns nicht einmal Kaffee angeboten», seufzte ich. «Beim anderen war das selbstverständlich.»

Wir ließen uns am Rand der großen, gepflasterten Platía nieder und bestellten zwei Täßchen türkischen Mokka. Dann setzten wir ein griechisches Schreiben auf. Darin hieß es, eine Krankenschwester, eine Lehrerin und zwei Landwirte ersuchten um die Erlaubnis, in einigen Dörfern zugunsten der Bauernbevölkerung arbeiten zu können. Ebenfalls sei die Teilfinanzierung für ein halbfertiges Klubhaus für Schulentlassene in Agios Petros vorgesehen.

Es handelte sich dabei um einen Betrag von 4000 Franken. Das war das einzige bereits vorgeplante Projekt, ein Sprungbrett für unser Eintauchen in unbekannte Gewässer. «Hoffentlich haben sie das Haus in der Zwischenzeit nicht fertig gebaut», meinte Elisabeth.

Wir schickten das Schreiben nach Servia, damit es dort von Alekos, einem aktiven griechischen CFD-Mitglied, mit den nötigen Floskeln versehen werde. Dann sollte noch in Bern der Stempel unseres Sekretariates aufgedrückt werden.

Unsere letzte Rettung für den Augenblick war Filippa, der Abteilungsleiter der Landwirtschaftlichen Beratungsstelle, die seit 1949 die Landwirtschaft auf der Insel zu verbessern versucht. Er war mir als hochgewachsen, grauhaarig und sehr entgegenkommend in Erinnerung geblieben. Bereits vor einem Jahr hatte er jenes halbfertige Klubhaus in Agios



Petros erwähnt. Filippa kannte mich noch, und das Haus – diese Sorge hätten wir uns sparen können – war noch nicht fertig. Wir atmeten auf. Er bot uns einen türkischen Kaffee an. Er hatte schon ausländische Hilfsorganisationen kennengelernt und war des Ruhmes voll über den Inter-Church Service in Janina, der sogar Rassenkälber und Ziegen importiert habe.

An der Wand hing eine große Karte der Insel. Außer dem Städtchen Levkas waren noch etwa vierzig Dörfer eingezeichnet. Die Gesamtbevölkerung soll 30 000 Einwohner zählen. Rund um die Insel, deren Oberfläche dem Kanton Schaffhausen entspricht, führt eine Autostraße.

«Das eine arme Gebiet liegt rund um das Dorf Kariá», sagte Filippa und zeigte auf die Mitte der Karte. «Die anderen sehr armen Dörfer sind bei Agios Petros.» Er deutete gegen das Südkap, wo einst die Dichterin Sappho über einen siebzig Meter hohen Felssturz aus Liebesgram ins Meer sprang.

Wir fuhren im Bus nach Kariá. In der Umgebung redeten wir als «Touristen» mit Popen, Lehrern und Bauern über die Lebensverhältnisse der Dörfer. Alles mußten wir wissen, die Zahl der Ziegen, Nähmaschinen und Kinder, die Größe der Felder und der Abwanderung. An manchen Stellen hatten die Bauern offensichtlich die mühselige Landwirtschaft auf den steinigten Terrassenfeldern bereits aufgegeben. Wieviele sind schon ins Ausland ausgewandert oder nach Athen verzogen! Einige Dörfer wirkten leer und ausgestorben.

Zwischen den Siedlungen waren hier überall weite Wegstrecken von 5 bis 12 Kilometer. Das war für einen möglichst nutzbringenden Einsatz unserer Kräfte ungünstig. Die Wanzen in unserem Hotelzimmer wirkten auch nicht gerade «anmächtig». So fuhren wir denn ins Städtchen Levkas zurück.

«Kommt in mein Haus!»

Beim Abendessen im Restaurant in Levkas begrüßten uns zu unserer Überraschung Mr. Hiteman, der Direktor des Inter-Church Service Jannina, und seine Frau, die auf Levkas einige Ferientage verbrachten. Dieses dem Weltkirchenrat unterstellte Team arbeitet schon seit 1949 mit ständig sich ablösenden Freiwilligen in den Dörfern des Epirus. Mr. Hiteman

versprach uns einige hundert Einkochgläser zu schicken. Er schien es keineswegs absonderlich zu finden, daß wir zwei Mädchen so auf eigene Faust durch die Gegend zogen. Das machte uns Mut, denn eigentlich kamen wir uns ziemlich grün vor.

Der bischöfliche Sekretär, ein wohlbeleibter Pope, teilte uns mit, Ehrwürden sei noch nicht zurück von der Ostern-Reise nach Ithaka, das zum selben Bistum gehöre. Während er uns einige Ratschläge gab, trat ein junger Mann mit scharf geschnittenen Gesichtszügen und einer Stirnlocke ein. Er bat um finanzielle Unterstützung für eine ledige Mutter. «Sie lebt in einem Stall, die beiden Mädchen auf dem Fußboden.» Der Geistliche vertröstete ihn auf die Rückkehr des Bischofs. Der junge Mann küßte ihm ehrerbietig die Rechte. «Dies ist der Bürgermeister von Nikoli», wandte sich der Pope an uns. Wir gaben uns die Hand. Noch wußten wir nicht, daß er bald eine unserer besten Stützen werden sollte.

Am späten Nachmittag fuhren wir mit dem Bus der südöstlichen, sanfteren Meeresküste entlang. Schon im Vorjahr hatte mir unser Chauffeur erzählt, sein jüngster Sohn arbeite in Luzern als Techniker. Auch jetzt wieder hatte man uns die vordersten Plätze überlassen. Sehr bald läuft man Gefahr, solche Zuvorkommenheiten als selbstverständlich hinzunehmen. Der Fremde ist für die Griechen natürlich ein Kuriosum, vor allem aber ein Gast, dem sie sich verpflichtet fühlen. Und dies entspringt nicht der Spekulation einer gewitzten Fremdenindustrie, sondern einem uralten Sinn für Gastfreundschaft. Diese zu mißachten ist hier ein weit größeres Vergehen als stehlen oder die Wahrheit nicht genau nehmen.

Diese wohlthuende Gastfreundschaft machte uns die Bewältigung der manchmal fast unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten doch irgendwie leicht. Später sagten die Leute: «Jetzt gehört ihr zu uns! Jetzt seid ihr Einheimische!» Und doch durften wir noch alle Vorzüge genießen, welche diese großzügigen Menschen ihren Gästen gewähren.

In Agios Petros geleitete uns der Chauffeur ins größte Kaffeehaus. Der Bürgermeister, bei dem ich letztes Jahr übernachtet hatte, war abgesetzt worden. Venizelos, ein kleiner, wohlhabender Ladenbesitzer, war an seine Stelle getreten. Mit ihm am Tisch saß Jerassimos, ein hagerer Mann in den Fünfigern, der wegen seiner braunen Hautfarbe vom Dorf «Giftos», Zigeuner, genannt wurde. Sofort bestellte er für uns Kaffee.

Bald saß eine kleine Schar um uns herum, darunter auch der Lehrer und der Dorfpope.

«Elisabeth ist also Krankenschwester. Wir haben auch eine im Dorf, aber der Arzt ist uns leider nach Athen davongelaufen. Könnt ihr uns nicht einen neuen besorgen?» bat der Bürgermeister.

«Könnt ihr uns nicht ein Krankenhaus bauen?» fragte ein Gemeinderat. «Das alte hat nur vier Betten und müßte für zehn Dörfer genügen.»

Ich erwähnte, daß eine Möglichkeit bestünde, das angefangene Klubhaus fertig zu bauen, wenn das Dorf sich aktiv daran beteilige.

«Wir werden das Holz für den Dachstuhl liefern und gratis arbeiten», versprach der Bürgermeister.

Der «Zigeuner» lächelte nur. Er war seit vielen Jahren im Gemeinderat und wußte, daß vom Wort zur Tat ein weiter Weg ist. «Kommt in mein Haus!» sagte er schließlich, als der Kaffeesatz in den Tassen unter dem vielen Reden eingetrocknet war.

Maria, seine Frau, führte uns an den Tisch. Sie war etwa zwanzig Jahre jünger als er, sehr hübsch und hatte ein fröhliches Lachen. Obschon wir unangemeldet kamen, schienen wir die Frau in keiner Weise aus der Fassung zu bringen. Es gab in Olivenöl gekochte Saubohnen, weißen Schafskäse, schwarzes Weizenbrot und roten Wein. Wir zwei Mädchen saßen allein am Tisch. Die Familie – der Zigeuner, seine Frau und zwei sauber gekleidete Mädchen – schauten uns bloß zu. Als es uns mit dem besten Willen nicht gelang, auch den zweiten, vollgehäuften Teller leer zu essen, meinten die Gastgeber enttäuscht, es hätte uns nicht geschmeckt.

Nach einer Plauderstunde, in der uns Jerassimos von Abenteuern aus der Partisanenzeit erzählte, führte man uns zu einem frisch überzogenen, breiten Bett. Maria hingte ein Oellämpchen an die Wand und wünschte uns gute Nacht.

Das Gebiet um Agios Petros, das wir während diesen Tagen durchwandert hatten, schien uns bedeutend günstiger als Kariá, weil die Dörfer alle nahe beisammen lagen. Wir beschlossen, hier zu bleiben. Wir hatten indessen nicht im Sinn, die großartige Gastfreundschaft dieser Familie allzu lange auszunützen. Es schien unseren Gastgebern aber nicht viel daran gelegen zu sein, uns so schnell als möglich loszuwerden, und sie zögerten es hinaus, uns Zimmer zu vermitteln.

Erst nach weiteren zwei Tagen stellten sie uns Barba Christos vor. Sein Haus lag gerade unterhalb

des kleinen Spitals, an der Hauptstraße. Zwei Zimmerchen mit einem Separateingang waren noch frei. Er nannte uns den Preis: 200 Drachmen im Monat.

«Dreißig Franken», dachte ich. «Für hier viel zu teuer. Wir machen uns lächerlich, wenn wir das erste Preisangebot annehmen.» Doch ich wagte nicht zu feilschen, denn der Dorfpope stand daneben. «Wir werden es uns überlegen», antworteten wir.

Zwei Stunden später suchte ich Christos auf. «Wir nehmen es für 150», sagte ich. Schließlich einigten wir uns auf 175. Später lernte ich, daß man zu Beginn des Handels stets nur die Hälfte des geforderten Preises bieten soll.

Als wir endlich zwischen «eigenen» vier Wänden saßen, war uns erst wieder recht wohl. Aus Koffern und Kisten stellten wir einige Möbel zusammen. Wir nagelten hübsche Bilder und handgewobene Teppiche an die Wand. Schließlich kauften wir im Städtchen vier leichte Stahlrohrbetten, einen Klapptisch, zwei Stühle, einen kleinen Gasherd und einen Wasserbehälter mit Hahn. Das Trinkwasser trugen wir in Blechkesseln vom nahen Brunnen ins Haus.

Einmal wollte ich den kupfernen Wasserkessel meiner Nachbarin wie sie auf dem Kopf nach Hause tragen. Ich brauchte bald eine rettende Mauer, um die drückende Last loszuwerden. Oft schon hatte ich bewundernd den Bäuerinnen zugesehen, wenn sie in aufrechter Haltung durch die Straßen gingen, und dabei vergessen, daß dieser Wasserbehälter für unsere Augen schön, für den Kopf der Bäuerin aber vor allem schwer ist – schwer wie ihr ganzes Dasein. «Wir müssen wie Sklaven arbeiten», sagte Maria.

Moderne Erkenntnisse und technische Mittel aus den wohlhabenden Ländern sollten das Arbeiten der Inselbewohner nicht nur erträglicher, sondern auch ertragreicher machen, jedoch ohne daß deren bemessener Schritt und der aufrechte Gang verloren gehen.

Gemeindeschwester in Komilió

Obschon wir jetzt ein eigenes Zimmer hatten, taten wir den Leuten immer noch leid. Es mußte schlimm sein für zwei junge Mädchen, so weit von zu Hause weg zu sein. Jeden Tag brachten sie uns Gemüse, Früchte, Eier und Wein. Jeden Tag mußten wir uns neu überlegen, welcher der vielen Einladungen zum Essen wir folgen sollten, um möglichst wenig Leute zu beleidigen.

Wir begannen auch hier die Dörfer der Umgebung genauer anzusehen. Elisabeth wollte sich allein irgendwo als Gemeindeschwester niederlassen. Ihr riet ein kleiner, kurzsichtiger Agronom zu Komilió, dort sei ein netter Bürgermeister. «Du willst also in eines dieser Dörfer?» fragte der Polizeichef von Agios Petros. «Du willst ganz allein dorthin? In solchen Dörfern kann man doch nicht leben!» Als wir dann aber von unserem Plan nicht abzubringen waren, war er ebenfalls für Komilió. Wir hatten auch an Chor-táta gedacht. «Das ist ganz unmöglich», sagte er, «da fällt im Winter manchmal sogar etwas Schnee.»

Endlich, an einem Samstag, stürmte Irini, die junge Schwester aus dem arztlosen Krankenhaus, zu uns herunter: es näherte sich ein absonderliches Vehikel. Es waren unsere Berner Landwirte. Wir trafen die Brüder Berger von einer Schar Männer umringt im Kaffeeneion. Auf dem Dorfplatz stand ein vollbepackter Deux-Chevaux, das Geschenk der Gemeinde Meilen, die in einer dreimonatigen Dorfaktion insgesamt 40 000 Franken für Levkas gesammelt hatte.

Wir gingen an diesem Abend spät zu Bett. Erstens, weil sich nach dem Abendessen alle unsere griechischen Bekannten der letzten Wochen zu einer Flasche Wein einfanden, die sie selber mitbrachten, zweitens, weil wir eine Menge zu erzählen und auspacken hatten. Fritz und Hans zogen sich in die Zimmer zurück, die wir für sie unten im Dorf gemietet hatten – weil es sich hier schlecht gemacht hätte, wenn sie im gleichen Haus mit uns gewohnt hätten. Wir legten eine Schallplatte auf und fühlten uns wieder einmal so richtig zivilisiert.

In Komilió fragten wir den Bürgermeister und das Dorf, ob sie Interesse an einer Gemeindeschwester hätten. «Was will die hier?» dachten wohl die meisten zuerst, doch eigentlich machte Elisabeth auf sie einen netten Eindruck. Obwohl sich die Komilioten nicht viel unter einer Gemeindeschwester vorstellen konnten, waren sie alle einverstanden.

Der Gemeindeschreiber stellte uns gegen niedrigen Mietzins eine alte Wohnung zur Verfügung. Die Räume hatten jedoch wie fast in allen Häusern keine Zimmerdecke. Man sah direkt die Dachziegel, so daß zuerst noch einige Schreinerarbeit geleistet werden mußte. Wir wollten nicht so primitiv wohnen wie die Dorfleute, denn sie sollten sehen, daß man auch mit einfachen Mitteln besser leben kann.

Fritz und Hans führten im Auto Pavatexplatten

heran. Die Komilioten mobilisierten den Dorfschreiner. Als die beiden angingen, die Decke allein zu zimmern, füllte sich Elisabeths Wohnung mit stauenden Zuschauern. Landwirte, die auch noch schreien können, waren ein Phänomen für die Griechen. Es regnete Ratschläge, wie sie es besser machen sollten. Als der letzte Nagel saß und die Hammerschläge verstummten, verstummte aber auch die Kritik. Die Achtung stieg noch mehr, als die beiden Landwirte anschließend Tisch und Bank, Regale und einen großen Medikamentenschrank bauten.

Nun konnte Elisabeth mit Verarzten beginnen. Eine Menge geschenkter Medikamente aus der Schweiz sollte sie dabei unterstützen. Die ersten Patienten waren anspruchsvoll. «Könntest du mir wieder die Augen zurechtschieben?» bat ein ältliches Mädchen, das furchtbar schielte. «Mache mir bitte ein Gebiß!» jammerte eine gebeugte Alte, der ein einziger Zahn geblieben war. «Würdest du mir eine Brille verschreiben?» fragte eine Mutter, der die Reise nach Athen zum Augenarzt viel zu teuer war. Als Elisabeth ihre Machtlosigkeit eingestehen mußte, sagten sie entschuldigend: «Du bist ja fremd, wir können schließlich nicht wissen, was du kannst.»

Immer mehr Frauen und auch Männer rückten indessen täglich an, denn die Salben und Pillen hatten bei vielen großen Erfolg, und Elisabeths Wundermittel wurden weit über Komilió hinaus bekannt.

«Elisabeth», sagte der 40jährige Bienenzüchter Mitzus, der zusah, wie sie einem Kind einen Verband anlegte, «es ist schlimm, was die Deutschen während dem Krieg in Griechenland getan haben. Paß bloß auf, nun bist du allein hier, wir werden uns an dir rächen.» Kaum hatte er diese in lachendem Ton vorgetragene Drohung beendet, tat es ihm schon leid, und er korrigierte sich: «Habe nur keine Angst, wenn dir einmal einer etwas tut, schlägt ihn das ganze Dorf zusammen.»

Aktion Hygiene

Elisabeth war in Komilió nicht nur um Gebresten zu heilen. Sie wollte die Leute auch auf eine bessere Hygiene aufmerksam machen. Dazu gehörte die Benützung von Toiletten. Bis jetzt gab es keine im Dorf, und wir mußten oft weit gehen, um außerhalb der Häuser genügend Deckung zu finden. Fritz und Hans machten sich daran, ein Klosett zu bauen. Eini-

ge der wiederum zahlreichen Zuschauer begannen schließlich selber beim Ausheben der Grube zu helfen.

«Ein solches Ding ist für mich völlig unnötig», sagte Mitzus. «Ich ziehe die Freiheit vor.» Und als die beiden Landwirte die Bodenplatte zu gießen begannen, fehlte es wieder nicht an kritischen Bemerkungen: «Die Mischung ist falsch, die Schalung sollte anders sein!»

Schließlich sah das Häuschen recht einladend aus. Von den Griechen wurde es indessen nicht benützt. Bald schickten sie jedoch auswärtige Besucher dorthin. Und eines Tages tauchte der Bürgermeister auf und bat um Hilfe und Anleitung beim Bau eines Klos. Er wolle seine Tochter verheiraten und erwarte viele Gäste. Da wurden die Komilioten plötzlich hygienisch. Jeder empfand es auf einmal als rückständig und ungesund, nur so mit einem Busch zufrieden zu sein. Wir begannen mit der uns für die verschiedensten Zwecke zur Verfügung gestellten Summe Klosetthäuschen zu subventionieren. Hans und Fritz gaben Bauanleitungen und halfen beim Gießen der Platten. Mit einem fertigen Projekt hätten wir auch das nicht erreicht.

Dorferlebnisse

Elisabeth lebte nun die ganze Woche über in Komilió, ich jedoch wohnte im Haus des Barba Christos in Agios Petros, von wo aus ich die Korrespondenz führte und Organisatorisches erledigte. Meistens war ich unterwegs, um Schulmädchen in Handarbeiten und Mütter im Einkochen zu unterrichten oder um mit Behörden über Unterstützungen und mit Dorfleuten über das Zähneputzen zu reden.

Eines Nachts trat ich mit der Petroleumlampe in die Küche, um mir etwas zum Essen zu holen. Da hing hinter dem Fliegengitter im Küchenschrank etwas wie ein buntes Seil über der Nescafé-Büchse. Entsetzt fuhr ich einige Schritte zurück. Im Spital gegenüber unserem Haus war noch Licht. Krankenschwester und Köchin saßen am Tisch und strickten. Ich rannte hinüber. «Man packt die Schlange am Schwanz, wickelt sie um die Hand und wirft sie zum Fenster hinaus», erklärte die Schwester. «So macht es meine Mutter.»

«Könnt ihr mir das bitte vorzeigen?» bat ich. Dina und Irini kamen mit. Das Biest betrachtete immer noch interessiert den Deckel der Büchse. Die beiden

Helferinnen blieben unter der Türe stehen. Zum Glück zogen gerade einige junge Leute am Haus vorbei. Ich rief sie herein. Sie begannen unser großes Brotmesser an einem Bambusstab zu montieren. Unterdessen zog sich die Schlange in ihre Gemächer zurück: ein Schlupfwinkel irgendwo zwischen Bambuswänden hinter der Küche. Dort lebt sie wohl heute noch.

In Agios Petros war in der Nacht auch meist unser Auto stationiert. Eines Tages stand ganz aufgeregt ein Polizist vor der Türe und bat Hans, ihn und seine drei Kollegen dringend nach Wassiliki zu einem Sodbrunnen zu führen. Man hatte darin die Leiche des Postboten von Agios Petros gefunden, von einer Kugel durchbohrt. Der Mord war bereits vor drei Tagen geschehen. Als Täter wurde ein Mann ermittelt, dessen Frau die langjährige Freundin des Postboten gewesen war. Im Dorf herrschte eine gedrückte Stimmung. Die Leute standen flüsternd in Grüppchen zusammen. Wer war schuldiger, der Mörder oder sein Opfer? Das große Fest der Kirchweih wurde abgesagt.

Von Agios Petros führt ein schmaler Pfad durch eine enge Schlucht zum gegenüber liegenden kleinen Dörfchen Nikolí, dessen dreißig niedrige Häuschen geduckt am Südhang des tausend Meter hohen Eliasberges kleben. Über eine Geröllhalde gelangt man schließlich zu den ersten Zypressen und Olivenbäumen. Der Bürgermeister, den wir beim bischöflichen Sekretär getroffen hatten, meinte lachend, das Dorf gehe auf die Niederlassung einiger Ziegenderbe zurück. «Nikolí war die Wiege des Diebstahls», behaupten gar die Bewohner des Städtchens Levkas.

Barba Stelios, der 90jährige Dorfälteste, der wie die Popen einen Bart tragen darf, hat die Zeiten der Schelmenzunft noch gekannt. Bei ihm übernachtete ich jeweilen, wenn ich mich in Nikolí aufhalte. Er bezieht eine staatliche Rente für Bauern und wendet jedenfalls heute seine Kenntnisse nur an, um Buben abzufassen, die ihm Orangen von den Bäumen stehlen. Er beschäftigt sich auch mit Politik und unterstützt die Linkssozialisten, während seine Frau, die 88jährige Eleni, dem seinerzeit «in die Schweiz entschwundenen» Karamanlis nachtrauert. Die Zeit der Ziegenderbestahle ist längstens vorbei – seit Venizelos auf Räuber Kopfprämien aussetzte. So hatten wir uns schnell eingelebt. Damit war die Grundlage gelegt für die gemeinsame Verwirklichung eines weiteren Aufbaus – wovon später die Rede sein soll.